

Der XIX. Deutsche Geographentag in Straßburg i. E. (Pfingsten 1914.)

Von Prof. Dr. Eugen Oberhummer in Wien.

Wie vor zwei Jahren über den Geographentag in Innsbruck (diese „Mitteilungen“ 1912, S. 512—527), kann ich auch diesmal den in der Fachsitzung vom 15. Juni erstatteten mündlichen Bericht erst etwas verspätet in Druck geben. Da inzwischen schon mehrere Berichte in anderen Zeitschriften¹⁾ erschienen sind, welche das Hauptgewicht auf die Wiedergabe des Inhaltes der gehaltenen Vorträge legen, glaube ich mich in dieser Beziehung kurz fassen und dafür mehr die allgemeinen Gesichtspunkte und persönlichen Momente betonen zu sollen.

Die Wahl Straßburgs, in Innsbruck bereits in Aussicht genommen, aber erst später auf Grund einer von dort ergangenen Einladung durch den Zentralausschuß vollzogen, war eine durchaus glückliche. Hermann Wagner, der älteste und fleißigste Besucher der Geographentage, in Innsbruck zum Vorsitzenden der Tagung gewählt, hat uns in Straßburg an einem Kartogramm die Wanderungen des Deutschen Geographentages von der ersten Zusammenkunft in Berlin (1881) an veranschaulicht; eine Zickzacklinie führt in immer größeren Sprüngen aus dem Zentrum in die peripherischen Teile des Reiches und wieder zurück, dabei zweimal nach Österreich übergreifend (Wien 1891 und Innsbruck 1912). Besonders groß sind die Sprünge seit Beginn dieses Jahrhunderts: Breslau 1901, Köln 1903, Danzig 1905, Nürnberg 1907, Lübeck 1909, Innsbruck 1912, Straßburg 1914. Zum ersten Male war nun das Reichsland in den Bereich unserer Zusammenkünfte gezogen und vielen bot

¹⁾ Petermanns Mitt., Juli; Geogr. Zeitschr., H. 7; D. Rundschau f. Geogr., H. 11.

sich dadurch die erwünschte Gelegenheit, diesen gesegneten Strich uralten deutschen Bodens, zu dessen Verteidigung das deutsche Volk eben jetzt zum Schwerte greifen mußte, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Stadt und Ortsausschuß, an dessen Spitze Prof. Dr. K. S a p p e r und Prof. Dr. R. L a n g e n b e c k, taten ihr Bestes, um den Aufenthalt in Straßburg ebenso angenehm als wissenschaftlich wertvoll zu machen, und für die Exkursionen reichte die vorbereitende Organisation bis hinüber nach Metz.

Die Zahl der B e s u c h e r war ungeachtet des für viele Fachgenossen weiten Weges nach Straßburg eine recht ansehnliche. Die vorläufige Präsenzliste weist 367 Namen auf, gegen 308 in Innsbruck und 386 in Lübeck. Selbstverständlich nimmt die Dichte der Teilnehmer mit dem Radius der Entfernung ab. Die akademischen Vertreter unseres Faches an den west- und mitteldeutschen Universitäten waren ziemlich vollzählig erschienen. Schon wesentlich spärlicher war das östliche Norddeutschland (einschließlich Berlin) vertreten, ebenso naturgemäß Österreich. Prof. S i e g e r (Graz) und der Berichterstatter waren von den Ordinarien, von jüngeren Geographen Prof. H. S ö l c h (Graz) und Dr. H. R u d o l p h i (Prag) erschienen. Bemerkenswert war dagegen die starke Beteiligung der Schweiz durch die Professoren G. B r a u n (Basel), J. F r ü h, W e h r l i, A. d e Q u e r v a i n und O. S c h l a g i n h a u f e n (Zürich) und Dr. F. N u ß b a u m (Bern). Aus den Niederlanden hatte sich Prof. H. B l i n k (Haag) eingefunden, aus Amerika die zufällig in Europa weilenden Professoren A. P. B r i g h a m (Hamilton, N. Y.) und E. v a n C l e e f (Duluth, Minn.), beide den Teilnehmern an der großen amerikanischen Exkursion von 1912 wohl bekannt.

Die Arbeiten des Geographentages waren, wie es seit langem üblich, durch ein im voraus aufgestelltes P r o g r a m m bestimmt. Um einer ziellosen Zersplitterung vorzubeugen, werden vom Zentralausschuß in Verbindung mit dem Ortsausschuß die Gegenstände bezeichnet, über welche Vorträge und Diskussionen jeweils wünschenswert erscheinen. Doch gilt dies nur für zwei der üblichen fünf Sitzungen, von denen drei durch Herkommen und Satzung ein- für allemal ihrer Richtung nach festgelegt sind. Die einen mehr feierlichen Charakter tragende Eröffnungssitzung ist nach Erledigung des formalen Teiles stets Berichten

über Forschungsreisen gewidmet, ebenso die zweite Sitzung ausschließlich schulgeographischen Fragen. Eine weitere Sitzung gilt der Landeskunde des Gebietes, in der die Tagung stattfindet, eine sehr zweckmäßige Einrichtung, da hier wertvolle Lokalforschungen einem größeren Kreis zugänglich werden und für diesen aktuelle Bedeutung gewinnen. Hieran schließt sich gewöhnlich auch der Bericht der Kommission für deutsche Landeskunde. Für die Wahl des Programmes der beiden übrigen Sitzungen maßgebend ist die Rücksicht teils auf Fragen, die allgemein im Vordergrund der wissenschaftlichen Diskussion stehen, teils auf die Lage und Tradition des Tagungsortes. Letztere führte zur Wahl des Gegenstandes „Geschichte der Geographie“ in Nürnberg und Innsbruck, Meereskunde in Lübeck, Alpenforschung in Innsbruck usw. Für Straßburg war mit Rücksicht auf die doppelten Forschungsgebiete des hochbetagten Seniors der heutigen Geographen, Prof. G. Gerland, wie auch des jetzigen Vertreters der Erdkunde an der reichsländischen Universität, Prof. K. Sapper, einerseits „Gebirgsbildung und Erdbeben“, anderseits Völkerkunde, und zwar das Thema „Wanderungen der Naturvölker“ gewählt worden.

Daß die angemeldeten Vorträge nicht immer die vorgezeichnete Richtung gleichmäßig decken, liegt natürlich nicht in der Hand des vorbereitenden Ausschusses. So fand in Innsbruck das Thema „Alpenforschung“ so vielseitigen Anklang, daß ihm zwei Parallelsitzungen gewidmet werden mußten, während die „Mittelmeerforschung“ nur durch einen, allerdings bedeutungsvollen Vortrag über die Adria vertreten war. In Straßburg wieder nun war die Völkerkunde reich besetzt und kam auch in den Vorträgen über Forschungsreisen stark zur Geltung, das Programm für „Gebirgsbildung und Erdbeben“ war dagegen etwas dürftig und ziemlich einseitig auf den letzteren Gegenstand gerichtet. Eine Überfülle von Material bot sich in dem Rahmen der Forschungsreisen. Entgegen der an sich wohl begründeten Übung, in der Eröffnungssitzung nur zwei Vortragende zu Wort kommen zu lassen, waren diesmal vier Redner vorgemerkt und außerdem noch eine Parallelsitzung für drei weitere Forschungsreisende eingeschaltet worden.

Die Reihe der Vortragenden eröffnete ein Pionier der deutschen Afrikaforschung, Hans Meyer. Er sprach an der Hand vortrefflicher Bilder über seine letzte Ostafrikaexpedition

von 1911, speziell über Land und Leute von Urundi, wie schon der Titel erkennen läßt, mit einem starken ethnographischen Einschlag. Ihm folgte W. Behrmann (Berlin) mit einem Bericht über die geographisch so erfolgreiche Kaiserin-Augusta-Fluß-Expedition in Neu-Guinea, ebenfalls mit guten Bildern. Damit wäre eigentlich das normale Programm erledigt gewesen. Der Zentralausschuß hatte es jedoch für zweckmäßig befunden, die deutsche antarktische Expedition, über deren Ergebnisse bisher nur fragmentarische Nachrichten in die Öffentlichkeit gedrungen waren, vor dem Forum der deutschen Geographen zur Sprache zu bringen und hiefür nicht nur dem Geologen Dr. F. Heim, sondern auch dem Leiter der Expedition, Hauptmann Dr. W. Filchner, das Wort zu erteilen.

Mit Rücksicht auf die bekannten persönlichen Differenzen unter den Expeditionsteilnehmern sah man diesem Teile der Eröffnungssitzung mit einiger Besorgnis entgegen, die jedenfalls nicht geeignet war, für den Antrag W. Halbfab, auch in der Eröffnungssitzung eine Diskussion zuzulassen, Stimmung zu machen. Der Bericht Dr. Filchners — der Redner erschien erst zu Beginn seines Vortrages und reiste dann sofort wieder ab — fiel in der Tat schon der Form nach aus dem Rahmen der sonstigen Mitteilungen heraus. Man wird es begreiflich finden, daß Filchner die Gelegenheit benützte, sich gegen Einwürfe zu verteidigen und die positiven Ergebnisse der lediglich durch seine energischen Bemühungen ins Leben gerufenen Expedition zu betonen. Auch sollen unsererseits die warmen Worte für die geplante österreichische Expedition, die allerdings durch die gegenwärtige Kriegslage auf unbestimmte Zeit vertagt ist, dankend quittiert werden. Dagegen machten gewisse Ausfälle wie gegen die Gauss-Expedition einen peinlichen Eindruck und wären besser unterblieben. Der letzte Vortrag von F. Heim (München) über die geologischen Ergebnisse der deutschen antarktischen Expedition war dagegen — von einer improvisierten Schlußbemerkung abgesehen — rein sachlich und besonders wertvoll für die Kenntnis der Eisverhältnisse. Freilich konnte man sich des Gefühles nicht erwehren, daß manche hypothetische Konstruktionen, wie die Annahme eines von der Weddellsee zum Rossmeere ziehenden Grabenbruches, der Faltenland im W. von Schollenland im O. trennt, doch auf einer recht schmalen Beobachtungsgrundlage ruhen.

Wie erwähnt, hat das reiche Material der angebotenen Vorträge zur Anberaumung einer zweiten Sitzung für Forschungsreisen Anlaß gegeben, in welcher der Berichterstatter die Ehre hatte, den Vorsitz zu führen. Sie fand gleichzeitig mit der Verhandlung über Gebirgsbildung und Erdbeben statt und war trotzdem recht gut besucht. Drei unserer jüngeren Afrikaforscher berichteten hier über ihre Erfahrungen, und zwar zunächst F. Klute (Heidelberg) über Forschungen am Kilimandscharo 1912, durch welche die Arbeiten von H. Meyer, Jäger und Uhlig nach verschiedenen Richtungen ergänzt wurden. Die Bilder waren ebenso vorzüglich wie zu dem Vortrag von F. Thorbecke (Heidelberg) über Mittelkamerun, der unter anderem auch bemerkenswerte ethnographische Entdeckungen brachte, so von Pygmäen im offenen Grasland. Der dritte Bericht von H. Gehne (Bonn) über die Arbeiten der Kamerun-Grenzexpedition, ebenfalls durch gute Bilder erläutert, war besonders für die Technik der Aufnahmen in einem sehr unübersichtlichen Gelände von Interesse.

An der gleichzeitig stattfindenden Sitzung „Gebirgsbildung und Erdbeben“ konnte ich aus dem angeführten Grunde in keiner Weise teilnehmen und muß daher bezüglich der Vorträge von O. Hecker (Straßburg) über die mitteleuropäischen Beben vom 16. November 1911 und 20. Juli 1913, von S. Günther (München) über die Notwendigkeit, Zwischenformen neben den bekannten drei Hauptgruppen der Erdbeben einzuführen, und von G. Braun (Basel) über die Morphologie der südlichen Rheinebene, auf die bereits anderwärts erschienenen Berichte verweisen. Auch der schulgeographischen Sitzung konnte ich nur zum Teil persönlich anwohnen. Ihr Schwerpunkt lag in dem von F. Lampe (Berlin) erstatteten Referat über den „Lehrplan für den erdkundlichen Unterricht an den höheren Lehranstalten für die männliche Jugend“. Dieser oben S. 380 bis 390 abgedruckte Lehrplan war aus Entwürfen hervorgegangen, welche der Berichterstatter in Verbindung mit R. Langenbeck im Auftrage des Zentralausschusses verfaßt und nach dessen Wünschen zu einer Einheit verschmolzen hatte. Die erfolgreichen Bestrebungen der Naturforschertage und des Deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht („Damnu“), den letzteren fest zu umgrenzen, hatten einen solchen Entwurf auch für den geo-

graphischen Unterricht notwendig gemacht, wenn dieser nicht zwischen den naturwissenschaftlichen und humanistischen Fächern beiseite gedrückt werden sollte. Der Lehrplan sieht einen Unterricht durch alle Klassen der Mittelschule in je zwei Wochenstunden für drei Jahresstufen vor. Wie es bei den schulgeographischen Verhandlungen, abgesehen von Innsbruck, durchweg der Fall war, sind dabei nur die Verhältnisse im Deutschen Reiche, bzw. in Preußen und den Staaten mit verwandter Schulorganisation (Sachsen, Reichsland) berücksichtigt. Allerdings kann der an sich vortreffliche Lehrplan mit entsprechenden Abänderungen auch auf Österreich oder die Schweiz angewendet werden. Für uns haben jedoch diese Vorschläge zurzeit nur akademischen Wert, da die dort gestellten Forderungen durch unsere neuen Lehrpläne wenigstens im Prinzip (Fortführung bis zur Oberstufe), wenn auch nicht im Stundenausmaß, zum Teil schon erfüllt sind, anderseits keine Aussicht besteht, daß in nächster Zukunft unsere Lehrpläne eine neue Umgestaltung erfahren werden. Daß man in den deutschen Bundesstaaten von der Erreichung des hier angestrebten Zieles in der Praxis noch recht weit entfernt ist, ist bekannt. Möge die nach lebhafter Diskussion fast einstimmig erfolgte Annahme des Lehrplanes ein Schritt zu dessen Verwirklichung sein und auch auf unsere Schulen nicht ohne Einfluß bleiben!

Auch der Vortrag von H. Fischer (Berlin) über den geographischen Unterricht an weiblichen Lehranstalten beschäftigt sich nur mit den Verhältnissen im Deutschen Reiche, ist aber gewiß auch für uns beachtenswert, ebenso der Bericht von R. Bitterling (Berlin) über Schülerwanderungen. Anschließend an die schulgeographischen Verhandlungen berichtete F. Hahn über die Arbeiten der Zentralkommission für deutsche Landeskunde.

Reich besetzt war die Sitzung für Landeskunde von Elsaß-Lothringen, in deren Rahmen eigentlich auch der Vortrag von G. Braun (s. o.) gehörte. Die Ausführungen von R. Langenbeck über Bau und Oberflächengestalt der Vogesen mußten natürlich im wesentlichen an bereits Feststehendes anknüpfen, brachten aber doch auch neue Gesichtspunkte, so bezüglich der Talbildung und des Vergleiches mit dem Schwarzwalde. Über „Besonderheiten der elsäß-lothringischen Flora“ sprach E. Krause (Straßburg). Wer davon etwa einen Abstecher in die

Botanik befürchtete, war jedenfalls angenehm enttäuscht durch die von übersichtlichen Karten unterstützte Darstellung, welche geographische Gesichtspunkte mit einer humorvollen Form verband. Nicht minder anregend waren die auf gründlichen Spezialstudien fußenden Ausführungen des Direktors der Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg, Wolfram, über Sprach- und Kulturgrenzen und Siedlungsformen im Reichslande. Die zugehörigen großen Karten bildeten einen der wertvollsten Teile der Ausstellung. Endlich führte der Vortrag des Stadtbaudirektors Eisenlohr über die Regulierung des Oberrheins unmittelbar in eines der wirtschaftlich wichtigsten Probleme für Straßburg, das uns noch durch einen besonderen Ausflug veranschaulicht werden sollte.

Die Völkerkunde, gewöhnlich als außerhalb der zünftigen Erdkunde stehend betrachtet und deshalb auf den Geographentagen in der Regel nicht selbständig vertreten, erhielt diesmal ihren besonderen Platz durch den Beratungsgegenstand „Wanderung der Naturvölker“. Die Vorträge verteilten sich in glücklicher Weise auf die drei Hauptgebiete der Naturvölker. R. Weule (Leipzig) sprach über Völkerwanderungen in Afrika, G. Friederici (Dorlisheim, Elsaß) über indonesisch-melanesische Wanderungen und F. Krause (Leipzig) über Wanderungen nordamerikanischer Indianer. Auf den Inhalt der Vorträge kann ich auch hier nicht im einzelnen eingehen, nur einige Erwägungen methodischer Art, wie sie besonders von Weule und Krause betont wurden, möchte ich hier zur Sprache bringen. Der Anerkennung der Völkerkunde als selbständiger Wissenschaft kann ich nur vollständig beistimmen. Dieser Wissenszweig hat heute nach Umfang und Vertiefung eine solche Bedeutung erlangt, daß eine gleichzeitige Beherrschung desselben mit dem Gesamtgebiete der Geographie schon aus äußeren Gründen unmöglich geworden ist. Hat doch die heutige Völkerkunde eine Menge Fragen zu beantworten, die dem Geographen als solchem völlig ferne liegen. Wenn aber dem letzteren die Berechtigung, sich mit ethnographischen Problemen zu befassen, überhaupt abgeschnitten werden soll, wie ich es aus dem Vortrag von Weule herauszuhören glaubte und wie es anscheinend auch vielfach der Auffassung geographischer Kreise entspricht, so möchte ich dem gegenüber meine von jeher vertretene Meinung festhalten, daß

weder die allgemeine Anthropogeographie noch die Länderkunde ohne die Völkerkunde auskommen.¹⁾ Nicht in ihrem ganzen Umfang, aber so weit sie die räumliche Verteilung der Völker und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen betrifft, ist sie für den Geographen unerläßlich. Jede moderne Länderkunde, besonders der außereuropäischen Erdteile, beweist das, ebenso der starke ethnographische Einschlag der in Straßburg von Geographen gehaltenen Vorträge über Forschungsreisen. Bis zu einem gewissen Grade also muß der Geograph, sofern er nicht ausschließlich Morpholog sein will, sich mit den Ergebnissen und Methoden der Völkerkunde vertraut machen, ebenso wie mit jenen der Geologie und Geschichte. Wie weit er seine Studien nach der einen oder anderen Seite zu vertiefen hat, wird von der Richtung seiner wissenschaftlichen Arbeiten abhängen. Wie ich zu meiner Freude nachträglich sehe, hat auch F. H a h n in der Diskussion, der ich wegen einer anderweitigen Veranstaltung nicht mehr anwohnen konnte, die Notwendigkeit betont, die Verbindung von Geographie und Völkerkunde aufrechtzuhalten.

Die geschäftlichen Verhandlungen des Geographentages nahmen diesmal nur wenig Raum ein. Daß der Antrag H a l b f a ß auf Zulassung einer Diskussion in der Eröffnungssitzung keine Mehrheit fand, wurde schon oben (S. 446) angedeutet. So blieb als wichtigster geschäftlicher Punkt die Beschlußfassung über Ort und Zeit der nächsten Tagung. Schon in Innsbruck hatte man an L e i p z i g gedacht, dessen Fehlen in den bisherigen Tagungsorten jedenfalls die auffälligste Lücke bildet. Doch konnte es für dieses Jahr wegen der kurz vorausgegangenen Feier der großen Völkerschlacht nicht in Betracht kommen. Die nun von Hans M e y e r für den nächsten Geographentag überbrachte Einladung fand daher allgemein beifällige Aufnahme. Offen blieb zunächst die Frage, ob derselbe, unserem zweijährigen Turnus entsprechend, 1916 oder mit Rücksicht auf den in diesem Jahre geplanten internationalen Geographenkongreß in St. Petersburg erst 1917 abzuhalten sei. Referent erlaubte sich darauf hinzuweisen, daß nach den Erfahrungen mit der wiederholten Verschiebung des letzten internationalen Kongresses in Rom es nicht ratsam sei, hierauf Rücksicht zu

¹⁾ Vgl. dazu meine Schrift: Die Stellung der Geographie zu den historischen Wissenschaften, Wien 1904, S. 23 f.

nehmen, zumal für die große Mehrzahl unserer Geographen der Besuch eines Kongresses in Rußland kaum in Frage käme und man überhaupt nicht wissen könne, was sich bis dahin ereignen würde. Der inzwischen eingetretene Weltkrieg hat dieser Erwägung recht gegeben.

Die Zusammensetzung des Zentralausschusses erfuhr eine Veränderung durch das zum letzten Male durchs Los, künftig durch den regelmäßigen Turnus erfolgende Ausscheiden von zwei Mitgliedern. Das Los traf den Referenten und Prof. Langenbeck; an deren Stelle wurden Prof. R. Sieger (Graz) und Direktor A. Geistbeck (Kitzingen) gewählt. Zum Vorsitzenden der nächsten Tagung wurde innerhalb der neu ergänzten Kommission Geh. Rat Hans Meyer bestimmt.

Die repräsentativen und gesellschaftlichen Veranstaltungen treten bei den Geographentagen, im Gegensatz zu den internationalen Kongressen, mit Recht in den Hintergrund. Gleichwohl dürften einige Bemerkungen hierüber nicht ohne Interesse sein. Die Eröffnungssitzung pflegt einen etwas feierlichen Charakter zu tragen und durch die Teilnahme hervorragender Vertreter des Staates, der Gemeinde und wissenschaftlicher Körperschaften ausgezeichnet zu sein. Der erst vor kurzem in Straßburg eingezogene Statthalter der Reichslande v. Dallwitz war anwesend, erschien aber erst nach Erledigung der formalen Ansprachen. Die Garnison hatte zahlreiche hohe Offiziere entsendet, darunter den in der Öffentlichkeit vielfach genannten Kommandeur des 15. Armeekorps v. Deimling. Die Begrüßung der Staatsregierung überbrachte der Bezirkspräsident von Unter-Elsaß, jene der Stadt in Vertretung des zufällig verreisten Bürgermeisters ein Stadtverordneter. Unter den übrigen Ansprachen sind besonders hervorzuheben jene des Rektors der Universität Prof. Chiari, eines Österreichers, der dem Geographentag die prächtigen Räume der Kaiser-Wilhelms-Universität zur Verfügung gestellt hatte, sowie des hervorragenden Juristen Prof. Rehm im Namen der wissenschaftlichen Gesellschaft, einer Art Akademie, endlich des derzeitigen Vorsitzenden der Association of American Geographers Prof. Brigham. Der Vorsitzende unserer Tagung, Prof. H. Wagner, widmete zum Schlusse einigen seit der letzten Versammlung verstorbenen Forschern einen kurzen Nachruf; es waren dies O. K r ü m m e l, E. P e c h u e l - L o e s c h e,

A. Bludau und H. Lenz (Lübeck) sowie unser Altmeister E. Sueß.

Die Stadtgemeinde hatte zu Ehren des Geographentages eine besondere Veranstaltung getroffen durch die Aufführung von Goethes „Fischerin“ in der reizvollen Orangerie, dem Haupterholungsort der Straßburger. Hier, wo so vieles an unseren größten Dichter erinnert, war die von einem der Hauptdarsteller, Dr. Karl Krückl, vorzüglich geleitete Inszenierung dieses verhältnismäßig wenig gekannten Idylls mit der ursprünglichen Musik von Corona Schröter schon durch den landschaftlichen Rahmen von großer Wirkung und hatte nicht nur die Geographen, sondern auch eine viel größere Zahl von Straßburgern angelockt.

Das herkömmliche Festmahl im Hauptquartier des Geographentages, dem bekannten Hotel „Rotes Haus“ (ein noch aus der französischen Zeit stammender Name mit Bezug auf den in Straßburg so vielfach als Baumaterial verwendeten Buntsandstein der Vogesen, für den Neubau des Hotels aber nur noch historisch gerechtfertigt), erhielt seine besondere Würze durch einzelne der dort gehaltenen Reden. Generalleutnant Auler (Berlin), bekannt durch seine Arbeiten in der Türkei (Hedschas-Bahn usw.), sprach den Kaisertoast, mir selbst war die Aufgabe zugefallen, Straßburg und das Elsaß zu feiern, was auch zu einigen historischen Parallelen zwischen Wien und Straßburg als Grenzstädten des deutschen Volkstums Anlaß gab, die um dieselbe Zeit von Feinden im Westen und Osten (französische Besetzung 1681, Türkenbelagerung 1683) bedroht wurden. Hierauf erwiderte der inzwischen von seiner Reise zurückgekehrte Bürgermeister von Straßburg Dr. Schwander (andere offizielle Persönlichkeiten nahmen in solcher Eigenschaft am Festmahl nicht teil) in ebenso gewandter und formvollendeter als an bemerkenswerten Streifblicken reicher Rede, die in eine Begrüßung der Gäste ausklang. Dr. Schwander, einer altelsäbischen Familie entstammend, hob unter anderem hervor, wie Straßburg vor 1681 sich vergeblich der von Frankreich drohenden Gefahr zu wehren suchte und schließlich, vom Kaiser und den Reichsfürsten im Stich gelassen, sich in sein Schicksal fügen mußte. Der Übergang in französische Herrschaft vollzog sich damals keineswegs leicht und durchaus irreführend ist die Darstellung französischer Schriftsteller, als ob

von nun an mit einem Male ein goldenes Zeitalter für Straßburg angebrochen wäre. Aber im Laufe der Zeit verschmolzen die Interessen der Stadt immer enger mit denen Frankreichs. Die Kriege der Revolution und des Kaiserreiches haben das Elsaß dann förmlich an Frankreich geschmiedet, so daß 1871 die Los-trennung keineswegs leicht vor sich ging. Wohl war die deutsche Sprache noch die herrschende im Lande geblieben, aber das Gefühl der politischen und wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit mit Frankreich war so stark geworden, daß die Bevölkerung sich nur mit Widerstreben in die neuen Verhältnisse fügte. Seither hat man sich aber nicht nur in diese gefunden, sondern erkennt auch dankbar an, was das Land in seiner wirtschaftlichen Entwicklung der Verbindung mit dem Deutschen Reiche verdankt. Die heutige Generation denke nicht mehr an eine Rückkehr unter französische Herrschaft, doch verlange das Volk die Schonung seiner Eigenart und Überlieferung.

Die mit lebhafter Spannung verfolgte, zum großen Teil wohl improvisierte Rede liegt leider nicht im Wortlaute vor. Da zum Festmahl anscheinend keine Vertreter der Presse geladen waren, ist auch in den Zeitungen nichts darüber berichtet worden, obwohl die Adresse mancher Stellen wohl über den Kreis der Geographen hinausging, wie z. B. eine deutliche Anspielung auf die in der Öffentlichkeit so viel besprochenen unliebsamen Vorgänge von Zabern. Im übrigen ließen die Ausführungen des Bürgermeisters die Verhältnisse günstiger erscheinen, als sie dem fremden Besucher Straßburgs mehrfach sich darstellten. Es ist nicht bloß mir aufgefallen, daß der Gebrauch des Französischen bei der einheimischen Bevölkerung noch sehr verbreitet ist, ja, wenn mich die Erinnerung an frühere Besuche Straßburgs nicht trügt, sogar noch zugenommen hat. Ob dies als eine Reaktion auf die Zaberner Vorgänge oder aus anderen Umständen zu erklären ist, muß ich dahingestellt sein lassen. In manchen Fällen scheint man sich vor Fremden geflissentlich des Französischen zu bedienen, oft aber wird es gewiß auch unbefangen als zweite Umgangssprache neben der deutschen, beziehungsweise dem alemannischen Dialekt gebraucht, etwa wie bei uns noch häufig in aristokratischen Kreisen oder wie in den gemischtsprachigen Gebieten unserer Monarchie vielfach ohne besondere Absicht in der Rede Deutsch mit Tschechisch oder Magyarisch wechselt.

Als letzte der offiziellen Tischreden folgte die Ansprache unseres Seniors und Vorsitzenden Hermann Wagner, ein ebenso humorvoller wie geistsprühender Rückblick auf die herrschenden Richtungen in dieser Wissenschaft. Ich bin dem Redner zu besonderem Dank verbunden für die Erlaubnis, seine Worte hier folgen lassen zu dürfen:

„Meine hochverehrten Damen und Herren!

Die überreiche Tagesordnung unserer bisherigen Sitzungen war derart mit interessanten wissenschaftlichen Mitteilungen und methodischen Erörterungen besetzt, daß uns kaum ein Augenblick blieb, an allgemeinere Fragen zu erinnern. Wir müssen unsere Mußestunden, wie die gegenwärtigen, hinzunehmen.

So erlauben Sie mir denn einige Rückblicke und Ausblicke an Ihnen vorüberzuführen, wie sie sich mir als einem der ältesten in diesem Kreise seit länger aufgedrängt haben, über die mich unter Fachgenossen einmal offen auszusprechen mir ein gewisses Bedürfnis ist.

„*Μάγντα βῆ*“, das gilt nicht nur von der ewig sich verjüngenden Natur, sondern ebenso von der Wissenschaft. Und wie die heutigen Geographen gegenüber der neueren Morphologie der Erdoberfläche darüber streiten, ob man es mit periodisch in gleichem Ablauf wiederkehrenden Zyklen der Entwicklung oder mit einer unbegrenzt fortlaufenden Reihe von Vorgängen zu tun hat, so könnte man auch im Zweifel sein, welchem Stadium der heutige Zustand der wissenschaftlichen Geographie zuzuweisen sei. Meines Erachtens paßt sich die Zyklen-theorie unserer Disziplin nicht übel an. Nur daß ihre Zyklen rascher verlaufen als die morphologischen. Ja, da innerhalb der letzten hundert Jahre deren zwei ihren Kreislauf vollendet haben, oder wenigstens vollendet zu haben scheinen, grenzt ihre Periode schon hart an die Brücknersche der Klimaschwankungen von 35 Jahren.

Es wird kaum einem Widerspruch begegnen, wenn ich das Zeitalter Humboldts und Ritters als den einen in sich abgeschlossenen Zyklus bezeichne. Vor ihrer Zeit hatte die Geographie ein etwas greisenhaftes Aussehen, sie war in politisch-

statistischer Staatenbeschreibung und der Kompendienliteratur erstarrt. Der Boden der Erdkunde war zur Peneplain geworden; d. h. er besaß, wie die damalige Kartographie unserer Atlanten, die noch kaum einen anschaulichen Ausdruck für die Geländezeichnung gefunden hatte, noch kein Relief. Dann trat die Vorbedingung für erneute geistige Erosionsarbeit ein. Das Land hob sich, indem der lange vernachlässigte Erdboden selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt ward; Humboldt und Ritter, die Hauptvertreter jener die plastischen Formen herausarbeitenden Geographen, beginnen ihre sondernde, modellierende Tätigkeit. Ein neuer Jugendzustand wissenschaftlicher Erdkunde war angebrochen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt reift sie mehr heran. Humboldt zieht die Grundlinien einer allgemeinen Erdkunde, Ritter gibt der Länderkunde nicht das, wohl aber ein geistiges Relief, indem er die Völkerentwicklung in engen Zusammenhang mit der Natur der Völkersitze zu bringen sucht und historische Furchen durch die Lande zieht. Noch fehlt es dieser Periode an einem größeren Stabe wissenschaftlicher Mitarbeiter. Es herrscht sozusagen noch ein phreatisches Klima. Wenige Geister stellen die ergiebigen Quellen dar, aus denen das befruchtende Naß der Erkenntnis sich über die Erdräume ergießt und grundlegende konsequente Täler durch sie zieht. Schule im engern Sinn haben jene Männer nicht gebildet. Und als sie hochbetagt das Zeitliche segneten, hatte bereits das neuerwachte Zeitalter der Entdeckungen begonnen, seine mächtig anschwellenden Wogen transgredierend über die theoretisch-wissenschaftliche Arbeit jener Heroen und sie verschleiernd zu wälzen. Der Zyklus ist ins Greisenalter gerückt wie seine Urheber selbst.

Ein neuer Erosionszyklus beginnt. Das Neuland wird nunmehr durch die Errungenschaften des neuen Zeitalters der Entdeckungen gebildet, durch die Fortschritte aller der Naturwissenschaften, die sich mit den anorganischen und organischen Erscheinungen an der Erdoberfläche beschäftigen. Nun gilt es, diese nach geographischen Gesichtspunkten zu ordnen. Alles drängt nach übersichtlicher Gestaltung, methodischer Gliederung in klassifikatorischem Wort, man sucht die Fülle der Erscheinungen in Maß und Zahl zu erfassen. Statt der äußeren Plastik ist es nun der innere Aufbau der Erdrinde, die Tektonik der Großformen und ihr innerer Zusammenhang, denen man immer

emsiger nachspürt. Das phreatische Klima der Vorperiode weicht in den siebziger Jahren einem humiden; denn die Zahl der großen und kleinen Mitarbeiter wird zusehends größer, bis schließlich eine wahre Pluvialperiode beginnt, wo aus jeder Pflanzstätte der Geographie sich Ströme von Dissertationen und Arbeiten ergießen und kaum ein Fleck des Erdbodens, kaum eine wissenschaftliche Frage ohne die ausschürfende und umlagernde, Irrtümer abtragende, neuen Stoff akkumulierende Arbeit der mit Bienenfleiß tätigen Geographen bleibt. Bezeichnen die Neuen Probleme Peschels — um nur bei der Morphologie zu bleiben — das Stadium der Jugend, so ein Richthofen und Sueß den Zustand der Vollreife.

Befinden wir uns nun heute noch in diesem Stadium oder überhaupt noch im Bereich des zweiten dieser Zyklen, den ich einmal kurz den exakten nennen will, weil in ihm so viele fester greifbare Werte geprägt sind?

Das ist's, was heute schon eine beträchtliche Zahl deutscher und fremder Geographen zu verneinen scheint. In der Tat, es mehren sich die Zeichen des fast plötzlichen Eintritts eines neuen Zyklus. Mit Macht wirft sich die neueste Phase der Geomorphologie auf die Kleinformen der Erdoberfläche, die Umgestaltung der Landschaft durch exogene Kräfte, die Verlagerung, das Fließen und Gekrieche des verwitterten Erdreiches, und wie die prächtigen Ausdrücke alle heißen, mit denen uns die neue Terminologie beschenkt. Verebnungsflächen zu erkennen, ist das Hauptbemühen. Vor lauter subsequenten, obsequenten, resequenten Rinnsalen sieht man die alten konsequenten Furchen fast nicht mehr. Dem Zuge unserer Zeit entsprechend, in der sich die Entwicklungen auf allen Gebieten überstürzen, zaubert man, mit einem Pinselstrich über die geduldige Erdkarte hinwegfahrend, Dutzende von neuen Erdteilen an Stelle der altüberlieferten. Eine Fülle neuer Schlagwörter ertönt, die dem letzten Evolutionszyklus noch unbekannt waren. Das Brausen jugendlicher Sturzbäche von Ideen und Erklärungen kündigt den neuen Zyklus an.

Noch freilich war die Zeit zu kurz, als daß schon alle Monadnocks und Härtlinge hätten beseitigt oder zum Schweigen gebracht werden können, die sich aus dem letzten Zyklus noch erhalten haben. Und kein Wunder ist, daß ein alter Hecht, der sein Leben lang in tiefen Zahlenseen geschwommen, nicht sofort

lernt, im sprudelnden Bachwasser des modernen ‚Milieu‘ wie eine Forelle zu plätschern.

Die Frage liegt nahe: Was kann in solchen Zeiten der Deutsche Geographentag wirken? Nun ich meine, man solle sich erinnern, daß er vor mehr als dreißig Jahren in einer ähnlichen Sturm- und Drangperiode geographischer Methodik ins Leben gerufen ward, wie wir sie jetzt erleben. Und zwar als gemeinsamer Boden gegenseitigen Verständnisses. Seine mannigfache, sichtlich erfolgreiche Wirksamkeit nach außen — im Kampf um die Anerkennung der Geographie als selbständiger Wissenschaft, die wir errungen, um ihre Vertretung an allen deutschen Hochschulen, die wir erreicht, um Hebung und Förderung des geographischen Unterrichts an unseren höheren Schulen, die uns von Anbeginn unentwegt beschäftigt hat, ohne daß wir schon am Ziele angelangt wären — dies alles berühre ich jetzt nicht. Vielmehr habe ich eine Seite des inneren Wesens unserer Vereinigung im Sinn, die mehr an die Empfindung als an den Verstand appelliert, unseren vielleicht nie ausgesprochenen, oft aber in die Tat übersetzten Wahlspruch, der nicht nur lautete *In necessariis unitas, in dubiis libertas*, nein — auch *in omnibus — caritas*!

Schärfer als damals stoßen die Geister heute aufeinander; hie Welf, hie Waiblingen hört man es rufen. Uns Geographen droht — dem kann man sich nicht mehr verschließen — ein Kampf wissenschaftlicher Richtungen und Schulen mit allen ihren divergierenden Tendenzen.

Da lassen Sie uns — das ist mein Mahnruf — die Fahne des Deutschen Geographentages hochhalten, unter der sich so oft die wissenschaftlichen Gegner die Hand reichten. Verschließen Sie sich nicht, meine jüngeren Fachgenossen, bei aller Hingabe an Ihre Führer, dem Rufe nach Sammlung, halten Sie fest an den bewährten Traditionen des Geographentages. Dann wird er auch ferner seine einigende Kraft und Wirksamkeit entfalten können, dann hat er eine Zukunft! Und daß diese Zukunft einem Manne am Herzen liegt, der achtzehnmal an diesem Jungbrunnen getrunken, um stets in hohem Grade angeregt und erfrischt in Geist und Herz an seine stille Arbeitsstätte heimzukehren, das werden Sie ihm, wie ich hoffe, nicht verdenken. Und so rufe ich dem Deutschen Geographentag ein aufrichtiges ‚*Floreat ad multos annos*‘ zu und im Bewußtsein,

manchen Gesinnungsgenossen an dieser Tafelrunde zu finden, bitte ich Sie mit mir einzustimmen in den Ruf: Der Deutsche Geographentag und seine Zukunft leben hoch!“

Der stürmische Beifall, den diese Worte auslösten, wiederholte sich, als Max Friederichsen namens der jüngeren Geographen und Schüler Hermann Wagners diesen als Vorbild für die Jünger unserer Wissenschaft feierte.

Unter den Festgaben für die Besucher des Geographentages ist außer den üblichen kleinen Orientierungsschriften in erster Linie die von der „Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen in Straßburg“ gewidmete „Festschrift“ zu nennen. Als solche diente das besonders reich ausgestattete 4. Heft der „Mitteilungen“ dieser Gesellschaft für 1913 (172 Seiten mit Tafeln und Abbildungen). Es enthält folgende Abhandlungen:

1. Die Entstehung des Mittelrheintales und der mittelhheinischen Gebirge. Eine geotektonische Skizze von L. van Werveke.

2. Orographisch-geologischer und tektonischer Überblick der Gegend zwischen Rimbach und Lebertal. Von Hans Klähn.

3. Das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea in der Gegenwart. Von Karl Sapper.

4. Die Entwicklung der Kartographie des Elsasses von ihren ersten Anfängen bis zur Cassinischen Karte. Von Karl Schott.

Letzterer Abhandlung ist außer einem Ausschnitt der bekannten ersten Karte des Elsaß von M. Waldseemüller im Straßburger Ptolemaeus von 1513 auch eine Reproduktion der großen Karte von Daniel Specklin 1576 beigegeben, die sich zur ersteren verhält etwa wie Apians Karte von Bayern zu jener Aventins. Da die Karte selten ist und die Kupferplatten 1870 beim Brande der Stadtbibliothek zugrunde gingen, ist die Beigabe dieser den besten Leistungen der deutschen Kartographie des 16. Jahrhunderts anzureihenden Karte sehr dankenswert. Wie Apians Landtafeln und andere Landkarten jener Zeit ist auch Specklins Arbeit amtlich, d. h. durch die vorderösterreichische Regierung veranlaßt worden. Daß man dabei zunächst an einen „Maler“ dachte, ist keineswegs so sonderbar, wie es dem Verfasser unserer Abhandlung (S. 113) erscheint; es ist bekannt, wie nahe die Kunst der Renaissance

und des Barock auch den kartographischen Arbeiten stand.¹⁾ Wenn schließlich der Festungs- und Stadtbaumeister Specklin mit der Aufgabe betraut wurde, so gereichte dies der Sache jedenfalls nicht zum Schaden. Denn er hat die Aufnahme in der überraschend kurzen Zeit von zwei Jahren (1574/75) durchgeführt, eine Leistung, die an die späteren Aufnahmen von österreichischen Ländern durch G. M. Vischer erinnerte.

Mit diesen historischen Karten haben wir bereits einen wesentlichen Bestandteil der mit dem Geographentag verbundenen Ausstellung berührt. In den Räumen der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek untergebracht, umfaßte sie in erster Linie ältere Karten von Elsaß und Lothringen sowie eben solche Pläne von Straßburg und Metz in einer Reichhaltigkeit, wie dies eben in der Regel nur an Ort und Stelle möglich ist. Die Karten des Elsaß liefern einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Kartenorientierung. Die uns heute selbstverständlich erscheinende Orientierung der Karten nach N ist eigentlich keine geographische, sondern eine astronomische und nur durch Ptolemaeus, der weit mehr Astronom als Geograph war, allgemein eingebürgert worden. Daneben sind in der Renaissance je nach Bedarf die verschiedensten Orientierungen üblich, ja diese kann (wie bei Panoramen) ringsum dem Horizont folgen, so daß man von jeder Seite die nächstliegenden Kartenteile rechtsinnig, d. h. mit aufrechter Schrift vor sich hat (Weltkarte des Dalorto-Typus, Pierre Descelliers u. a., Wolmuets Plan von Wien u. a.). Am häufigsten ist die Orientierung mit S oben, was der Laie und zuweilen auch Geographen, die mit der Geschichte der Karte nicht vertraut sind, oft naiverweise als „verkehrt“ oder „unrichtig“ bezeichnen. Bekannt ist ferner die Orientierung der mittelalterlichen Mönchskarten nach O (Paradies!). Das gleiche gilt für alle Karten Palästinas von der Madebakarte angefangen bis über das 16. Jahrhundert hinaus. Hier war offenbar der Anblick des Landes von der See aus maßgebend, wo sich zuerst

¹⁾ S. meine Abhandlung „Leonardo da Vinci“ im Geogr. Journ., Mai 1909, ferner Oberhummer und v. Wieser, Wolfgang Lazius, Innsbruck 1906, S. 15 und 35f., sowie Taf. XII die dem Verfasser unbekannt gebliebene Karte des Oberrheins von Lazius. Auch die von G. Michow (Mitt. Geogr. Ges., Hamburg XIX, 1903) herausgegebene, allerdings über das Elsaß weit hinausgreifende Rhein-karte von Kaspar Vopell (1558) wird von Schott nicht erwähnt.

die Küste, dahinter das Hochland darbot und so in das mehr oder minder perspektivische Kartenbild übertrug. Verhältnismäßig am seltensten findet sich die Orientierung nach W, beziehungsweise NW oder SW. Als einziges Beispiel einer dauernden Geltung dieser Westorientierung ist mir das Elsaß bekannt, wo sie sich von Waldseemüller bis über das 17. Jahrhundert behauptete. Die Erklärung hierfür liegt nahe. Wie bei Palästina die fast geradlinige Küste gewissermaßen die Grundlinie bildete, auf der sich das Kartenbild aufbaute, so war es beim Elsaß der Rheinstrom, von dem aus das Land allmählich anstieg zu dem Kranz von Wäldern und Burgen im W. Die Empfindung dafür, daß von einer Tiefenlinie ansteigendes Land naturgemäß wie ein Landschaftsbild mit Gebirgshintergrund auch in diesem Sinne orientiert wird, ist so stark, daß perspektivische, für das große Publikum berechnete Darstellungen in Plakaten, Reklameschriften (Bayrisches Hochland, Salzkammergut, Yellowstonepark) mit Recht diesem Grundsatz folgen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die sich mir beim Betrachten der Ausstellung von selbst aufdrängte, zur letzteren zurück, so möchte ich als ein besonders kostbares Material die zum Teil nur handschriftlich ausgeführten Karten des Rheinflaues vom 17. bis zum 19. Jahrhundert bezeichnen, so die große und bereits sehr genaue *Carte topographique du Cours du Rhin 1778*. Ein Vergleich dieser mit den älteren sowie mit der späteren im Einvernehmen zwischen Baden und Frankreich hergestellten Aufnahme zum Zweck der geplanten Stromregulierung ergibt reichen Stoff für Untersuchungen über Veränderungen des Strombettes.

Bedeutende Ergebnisse eigener Forschung enthielt die nicht veröffentlichte Karte zu dem Vortrag von Wolfram (siehe oben S. 449); lehrreich ist besonders die Verbreitung der Orte auf -ingen, -weiler, -heim usw. Für die Entwicklung der Stadt Metz lag eine besondere Serie Pläne von Oberstleutnant Schramm vor. Außerordentlich reiches Material zur heutigen Bevölkerungs- und Siedelungskunde bot die Abteilung des Statistischen Landesamtes, schön und detailliert ausgeführte Karten in 1:25.000 die Geologische Landesanstalt. Die Ausstellung der Preussischen Landesaufnahme war mehr von allgemeinem als speziell landeskundlichem Interesse. Daß

auch Reliefkarten und vieles anderes auf das Reichsland Bezügliche vertreten war, ist selbstverständlich. Es sei nur noch der Karten für Blinde aus der Anstalt Illzach bei Mülhausen gedacht.

Während der Tagung fanden Führungen durch die Stadt, ein Ausflug nach Sesenheim und ein Besuch des Diluviums bei Achenheim statt, ferner ein Besuch des Rheinhafens, der den zahlreichen Teilnehmern einen überraschenden Einblick in die heutige Bedeutung des Schiffverkehrs für Straßburg gewährte. Einer hiebei zur Verteilung gelangten Schrift „Führer durch die Häfen und Industriegebiete der Stadt Straßburg. Im Selbstverlage der Hafenverwaltung 1914“ entnehmen wir, daß der Rheinhandel Straßburgs seit 20 Jahren sich mehr als verzehnfacht hat. Dieser Aufschwung knüpft sich an die Eröffnung des Kanalhafens am Metzgerter 1892 und des eigentlichen Rheinhafens im Jahr 1901. Der Handelshafen und der Industriehafen zwischen dem Arm des kleinen Rhein und dem Hauptstrom gewähren mit ihren großen Speichern und Kranen ein an amerikanische Städte erinnerndes Bild, die Fahrt durch die kleinen Kanäle bis an die Altstadt von Straßburg heran zeigte deren Bedeutung für den Lokalverkehr und die Verbindung mit Ill und Marne. Außer den dem genannten Führer beigegebenen Karten findet man eine Übersicht der derzeitigen Hafenanlagen, deren Erweiterung bereits geplant ist, nebst einer solchen der topographischen Entwicklung der Stadt, in der kürzlich erschienenen „Entwicklungsgeschichtlich-physiognomische Planskizze von Straßburg“ von G. Braun in „Petermanns Mitteilungen“ 1914, Juliheft. Auch ein Aufsatz von E. v. Borries über „Straßburg und seine nächste Umgebung“ in der „Straßburger Post“ vom 2. Juni, Nr. 629 verdient die Beachtung der Geographen.

Das Programm der größeren Ausflüge nach Schluß der Tagung war reichhaltig und gut vorbereitet. Am ersten Tage fanden gleichzeitig Ausflüge statt nach der Hochkönigsburg und den Schlössern von Rappoltsweiler, nach Odilienberg und Barr, nach den Petroleumwerken von Pechelbronn und dem Schlachtfeld von Wörth. Die hieran anschließenden zweitägigen Ausflüge zerfielen ebenfalls in drei Gruppen. Die erste nach Wesserling und auf den Großen Belchen, ebenso wie die zweite in die Hochvogesen bot Gelegenheit, neben morphologi-

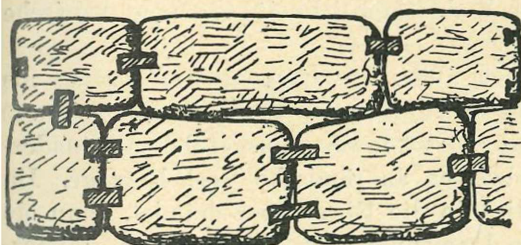
schen und glazialgeologischen Beobachtungen sich auch mit dem landschaftlichen Charakter der Vogesen vertraut zu machen. So große Fortschritte auch die touristische Erschließung dieses Gebirges seit der Rückkehr des Elsaß an Deutschland gemacht hat, so sind die großen landschaftlichen Reize der Vogesen wie auch das Elsaß selbst im übrigen Deutschland noch zu wenig gekannt und werden gegenüber den Schaustücken der Alpen gewiß unterschätzt. Ich selbst konnte, da meine Rückkehr zu den Vorlesungen drängte, mich an diesen Exkursionen nicht beteiligen, doch steht mir eine 1900 anschließend an die Generalversammlung des Alpenvereins in Straßburg unternommene Wanderung über die ganzen Südvogesen durch den oft überraschenden Wechsel der Szenerien noch in lebhafter Erinnerung. Noch mehr bedauerte ich, aus dem gleichen Zeitmangel auch an der dritten größeren Exkursion nach Lothringen nicht teilnehmen zu können, obwohl mir wenigstens Metz von wiederholten früheren Besuchen her bekannt war. Bot doch dieser Ausflug neben sehr interessanten archäologischen Beobachtungen auch einen Überblick über die Schlachtfelder bei Metz. Niemand ahnte wohl damals, daß die Erinnerung an die deutschen Siege schon nach wenigen Monaten in so überwältigender Weise sich erneuern sollte!

Indem ich bezüglich sämtlicher Ausflüge auf die vorbereitenden Aufsätze in der an die Mitglieder des Geographentages verteilten Nr. 10 des VIII. Jahrganges (1914) der Zeitschrift „Die Vogesen“ und die soeben erschienenen Berichte im 8. Heft der „Geographischen Zeitschrift“ verweise, möchte ich nur einige Bemerkungen zum Ausflug nach Odilienberg beifügen, an dem ich selbst teilgenommen habe. Was mich trotz der mächtigen Anziehungskraft der Hochkönigsburg und der benachbarten Schlösser, die der bekannte Roman von Julius Wolff einem großen Leserkreis zu eigen gemacht hat, veranlaßte, mit einer sehr großen Zahl von Teilnehmern die Wanderung nach Odilienberg oberhalb des Städtchens Barr anzutreten, war in erster Linie die merkwürdige Heidenmauer, die größte und besterhaltene prähistorische Befestigung Mitteleuropas. Eine 3 km lange Hochfläche, die sich von 823 m im Süden bis 588 m im Norden senkt, umschließt diese Mauer mit wohlgefügtten Steinblöcken in einer Gesamtlänge von 10 km. Die Breite des eingeschlossenen Raumes beträgt in

der Mitte, wo das von romantischer Sage und Geschichte verklärte Kloster St. Odilien am Steilabbruch des Buntsandstein-Konglomerates weit hinaus ins Tal grüßt, über $\frac{1}{2}$ km, schrumpft aber an zwei durch Quermauern geschützten Stellen auf 100 m zusammen. Die über 1 m mächtige Ringmauer ist stellenweise



Planzeichnung der Heidenmauer im ungefähren Maßstab von 1 : 30.000.



Schema der Quaderverbindung mit Schwalbenschwanzeinlagen.



Hölzerner Schwalbenschwanz.



Schwalbenschwanzeinschnitt.

Nach Dr. F. Forrer in „Die Vogesen“ 1914, Nr. 10.

noch in einer Höhe von 3 m und darüber, sonst 1—2 m hoch erhalten. Die Buntsandsteinquadern sind, wie Dr. Forrer, unser trefflicher Führer, gezeigt hat, an Ort und Stelle gebrochen und waren durch hölzerne Dübel, sogenannte Schwalbenschwänze, verbunden. Solche Schwalbenschwänze werden jetzt in den Museen von St. Odilien und Straßburg aufbewahrt, vielfach

sind aber die zugehörigen Einschnitte in den Quadern noch an Ort und Stelle zu beobachten. Obwohl mehrere Stellen innerhalb der Umfassung deutlich auf einen vorchristlichen Kultus weisen und auch St. Odilien, wie so viele christliche Kultusorte, an einen solchen anknüpft (Opferschale in der alten romanischen Kapelle!), kann doch über den Gesamtcharakter der Anlage als Befestigung kein Zweifel sein. Forrer in der angeführten Nummer der „Vogesen“ bezeichnet sie als ein Refugium, daß nur für Zeiten der Gefahr diente, aber nicht ständig bewohnt war. Dafür scheint die Spärlichkeit der Funde zu sprechen, obwohl alle Perioden von der neolithischen Zeit bis zum Mittelalter darunter vertreten sind. Für die Zeit der Erbauung geben die Funde keinen sicheren Anhalt. Wenn auch in der jüngeren Steinzeit Menschen hier zeitweise wohnten, kann ihnen das Werk doch nicht zugeschrieben werden. Die technische Bearbeitung der Quadern setzt den Gebrauch von Metall voraus. Andererseits verweist die schon im 11. Jahrhundert nachweisbare Bezeichnung als „Heidenmauer“ deutlich auf den vorchristlichen Ursprung. Lange hat man das Werk den Römern zugeschrieben; unsere heutige Kenntnis der römischen Befestigungsanlagen schließt diese Annahme jedoch völlig aus. So spricht die größte Wahrscheinlichkeit für eine keltische Anlage.

Die noch jetzt nach älterer Auffassung auf Karten als „Römerstraße“ bezeichnete Zufahrt von Osten herauf erinnert allerdings mit ihrer (nur streckenweise ausgeführten) Quaderpflasterung und den Geleisen an römische Verkehrswege. Da aber die Zufahrt deutlich in die Ringmauer mündet, kann sie nur mit dieser gleichen Ursprungs sein. Auch andere „Römerstraßen“ werden jetzt nicht mehr als solche gedeutet; ich erinnere an die gleichfalls gepflasterte Straße über den Korntauern.

Der Abstieg nach Barr führte uns an der Ruine der Burg Landsberg vorbei, dem Stammsitz der Äbtissin Herrad († 1195), deren Hortus deliciarum, reich mit Bildern verziert, eine enzyklopädische Zusammenfassung des mittelalterlichen Wissens war und auch für die Geschichte der Erdkunde nicht ohne Bedeutung ist. Die kostbare Originalhandschrift ging bei dem Brande der Straßburger Bibliothek 1870 zugrunde, doch ist der größte Teil durch eine Faksimilereproduktion gerettet;

Blätter derselben konnten wir in dem kleinen, einer Neuordnung entgegensehenden Museum zu St. Odilien betrachten, wo Herrad als Äbtissin des damals „die Hohenburg“ genannten Klosters wirkte.¹⁾

Daß die Wanderung durch die Mittelvogesen von Ottrott über Odilienberg nach Barr auch in physisch-geographischer Beziehung lehrreich war, verdankten wir besonders der Führung von Prof. L a n g e n b e c k, derzeit wohl der beste Kenner der Geographie der Vogesen. Leider konnte ich ihm nicht mehr in die Hochvogesen folgen. Aber alle Teilnehmer an den Ausflügen sowohl wie an dem Geographentag werden gern die schönen Tage im Elsaß in ihrer Erinnerung bewahren und auch dankbar jener gedenken, die durch mühevollen Vorbereitung zum guten Gelingen beigetragen haben.

¹⁾ Nähere Aufschlüsse findet man bei R. Forrer, Der Odilienberg. Straßburg 1899 (mit Karte 1 : 40.000 und Bildern, darunter auch einige Illustrationen aus dem „Hortus deliciarum“), ferner in dem von R. Forrer herausgegebenen „Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer“ (Stuttgart 1908), Art. „Odilienberg“, S. 560—569 (Plan 1 : 14.000 und Bilder).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1913

Band/Volume: [57](#)

Autor(en)/Author(s): Oberhummer Eugen

Artikel/Article: [Der XIX. Deutsche Geographentag in Straßburg i. E. \(Pfingsten 1914.\) 443-465](#)